

20. Januar 2008 Eröffnungsrede in der Galerie Chelsea

Liebe Gabriella, liebe Nicole, Cara Daniela, lieber Andrej,
liebe Jeannette
liebes Publikum

Es freut mich sehr Sie zu dieser ansprechenden und stimmigen Gruppenausstellung begrüßen zu dürfen.

Die Ausstellung der 4 Kunstschaftenden Nicole Ahland, Daniela Carati, Gabriella Disler und Andrej Pirrwitz, trägt den Titel „Photography. 4 Statements“ und ist demnach ausschliesslich dem Thema der Photographie gewidmet. Es ist das erste Mal, dass diese Kunstschaftenden aus Deutschland, der Schweiz und Italien gemeinsam gezeigt werden.

Diese 4 Positionen, die trotz unterschiedlicher Herangehensweisen und Thematiken, trotz ganz unterschiedlichen Stimmungen, die sie zu kreieren vermögen, sind sich in doch manchen Punkten verwandt. Manchmal scheinen sie sich beim Betrachten gar aufeinander zu verweisen scheinen.

Einer der gemeinsamen Nenner zeigt auch schon die Einladungskarte, ich weiss nicht, ob sie sich geachtet haben, was darauf zu sehen ist. Es ist das Thema des Raumes. Die Karte zeigt nämlich einen Ausschnitt eines Raumes. Schaut man genauer hin, so ist genau diese Ecke - (auf die Ecke im Raum hinweisen) - zu entdecken. Es ist eine unscheinbare Ecke eines Raumes der Galerie, die wahrscheinlich selten wirklich bewusst wahrgenommen wird. Diese unscheinbare Ecke mit der Heizung, die gerne, gerade von den Kunstschaftenden, während des Aufbaus als Sitzgelegenheit genommen wird. (was ich auch schon des Öfteren beobachten konnte). Der gewählte Ausschnitt auf der Einladungskarte zwingt den Betrachter nun an genau diesen Ort, wo scheinbar nichts passiert, genauer hinzusehen und plötzlich entstehen eben solche Gedanken.

Schwenken wir unseren Blick nun weg von dieser Ecke, so können, wenn wir die Werke

von Nicole Ahland (hier links und rechts) betrachten. Es ergeben sich so, wenn wir diese Bilder näher anschauen, genau diese Art von Assoziationen, wie diejenige, die ich gerade erwähnt habe. Assoziationen, die oft eng mit der ganz privaten Erinnerung verknüpft sind. Gerade wenn wir die 4 Fotografien auf der Stirnwand betrachten, so kann das Gefühl aufkommen diesen Ort bereits zu kennen, diese Räume bereits betreten zu haben, diese Türe bereits gesehen zu haben. Dennoch ist der Ausschnitt der Bilder jeweils so gewählt worden, dass nichts klar darauf schliessen lässt, was für ein Raum hier gezeigt wird, welches seine Funktion ist, von wem dieses Gebäude üblicherweise betreten und belebt wird. Trotz der fehlenden physischen Präsenz der menschlichen Figur, ist sie doch immer zu latent zu spüren. Sei es durch die herumstehende Leiter, im 2. Bild oder aber der mit Akten gefüllten Karton im Bild links, oder schlichtweg dadurch, dass einige Werke einem das Gefühl geben schon fast im Werk zu stehen und sich durch die grossen Räume wandeln sieht.

Schon ziemlich schnell wird klar, dass es der deutschen Künstlerin auf keinen Fall darum geht dokumentarische Photographie zu machen. Im Gegenteil, Nicole Ahland möchte gerade an die Erinnerung appellieren und einen auffordern sich mit der eigenen Gedankenwelt auseinanderzusetzen. Es geht also für den Betrachter nicht darum herauszufinden, was für einen Ort abgelichtet wurde, sondern vielmehr sollen die Photographien Orte im „Innern“ zu berühren. Den Werken der deutschen Künstlerin haftet, nicht zuletzt durch den sehr sorgfältigen Einsatz des Lichtes, der im Übrigen nie mit Hilfsmitteln, wie zusätzlichen Lampen geschieht, etwas Meditatives ja fast Andächtiges an. Man spürt, wie die Künstlerin sich länger in den Orten aufhält und nicht der Moment, sondern eher die Ausdehnung des Momentes interessiert.

Dieses zeitliche Moment kann man vielleicht sehr gut an diesem Werk hier sehen, aus der Reihe „Ich erinnere mich nicht“. Zu sehen ist ein von Hand geschriebener Text, am Ehesten ein Brief, der von einem Vorhang überlagert wird. Durch diese Überblendung werden 2 Momente übereinander gelegt, so findet auch hier eine Ausdehnung der Zeit statt.

Wie bei Nicole Ahland ist auch bei der Basler Künstlerin Gabriella Disler, die wir hier im Raum haben, das Ausgangsmaterial des fotografischen Werkes die analoge Kamera. Auch wenn es auf den ersten Blick nicht scheint, so handelt es sich bei diesen Bildern

auch grösstenteils um ein mechanisches Verfahren. Da wo wir die schwarzen flächigen Figuren sehen, wurde von der Künstlerin die Figur aus dem ursprünglichen Farb- oder Schwarzweissbild die Figur fein säuberlich, teilweise mit Hilfe eines Skalpells, ausgeschnitten. Dieses Bild nun nicht mehr vollständige Bild, wurde dann wiederum abgelichtet, so dass diese einstige Leerstelle durch das Schwarz wieder gefüllt wird. So entsteht eine Silhouette, eine Schattenfigur, die nicht mehr so richtig in das Umfeld hineinpassen wird. Einerseits wird der Figur die Individualität genommen, und doch ist sie durch diese grosse Fläche sehr markant, präsent, so dass man sie doch spürt, innehält - und versucht mehr über sie herauszufinden. Die Tatsache, dass das Endprodukt dieser Bilder ausschliesslich in Schwarz/Weiss ist, lässt den Betrachter die Möglichkeit sich dann auch wirklich auf dieses Verhältnis von Figur und Aussenraum zu konzentrieren - was nicht heisst, dass nicht eine unendliche Anzahl von Nuancen zwischen dem Schwarz und dem Weiss zu sehen sind.

Auf einmal entsteht eine erstaunliche Intimität zwischen diesen Schatten und einem selbst, und plötzlich meint man der einen oder anderen Figur bereits begegnet zu sein. Als ich die Werke zum ersten Mal sah, kam mir sogleich die Assoziation mit den „Nabis“, Künstlern aus Anfangs des letzten Jahrhunderts, wie Pierre Bonnard oder Eduard Vuillard, die oft auch „die intimen Maler“ genannt werden. Es waren Kunstschaffende, die nicht den Anspruch erhoben die grosse Welt in ihren Werken zu erfassen sondern sich mit dem nächsten Umfeld auseinander setzten. Sie konzentrierten sich auf das scheinbar Kleine, auf Stimmungsmomente, auf Alltagssituationen.

Ich möchte Sie nun bitten mir in den nächsten Raum zu folgen.

Die Galeristin Jeannette Schmid sprach nach dem Aufbau der Ausstellung sehr treffend wie ich finde, von den verschiedenen Temperaturen, die es in dieser Ausstellung habe.

Hier, in diesem Raum, mit den Werken der italienischen Künstlerin Daniela Carati haben wir es sicherlich mit einer anderen Temperatur zu tun. Wenn auch diese Fotografien nach wie vor zurückhaltend in der Tonalität sind, so begegnen wir doch einer anderen Farbigkeit als zuvor. Zudem begegnen wir erstmals Gesichtern. Wer häufiger hier in der Galerie zu Gast ist, dem wird die Künstlerin nicht unbekannt erscheinen. Sie stellt

bereits zum 3. Mal in der Galerie Chelsea aus. Im 2001 war sie erstmals mit der Ausstellung „Urban Views“ zu sehen. Auf den Lightboxes begegnete man damals eben verschiedenen Ansichten des städtischen Lebens. Auch diesmal haben wir es mit Menschenansammlungen zu tun. Doch den urbanen Zusammenhang müssen wir uns nun meist selbst vorstellen. Denn Gebäude, Strassen, Hintergründe wurden retouchiert, weggewischt und eliminiert. Die Konzentration liegt in diesen Arbeiten ganz alleine bei der menschlichen Figur. Auch wenn wir hier im Gegensatz zu den Werken von Gabriella Disler die Figur vollständig und nicht nur in Form eines Schattens sehen, bleibt sie jedoch dennoch anonym. Die Figuren nehmen weder Kontakt zum Betrachter auf, noch scheinen sie untereinander zu kommunizieren. Die Gesellschaft, scheint eher als eine Ansammlung von nebeneinander hergehenden Individuen, im luftleeren Raum.

Ich möchte im Speziellen auf die jüngsten Arbeiten, die in New York entstanden, zu sprechen kommen. Sobald man dieses Hintergrundwissen hat, dass es sich um diese Stadt handelt, mag einem vielleicht dieser mit Cowboyhut bekleideten Chinesen amüsant erscheinen, der hier in richtung, Leere, in richtung Nichts läuft. Hier bleibt die Zukunft für einmal nicht im „Dunkeln“, sondern im „Hellen“. Es mag einerseits etwas Beängstigendes und zugleich etwas Amüsantes anhaften. Der italienische Künstler Lucio Fontana, der sich kurz nach dem 2. Weltkrieg mit dem Versuch die 2 Dimensionalität zu sprengen auseinandersetzte, und als Konsequenz davon die Leinwand durchschlitzte, sprach in einem seiner Texte als von der „Immagine del vuoto“ - von der Vorstellung der Leere. Ich denke diese Aussage kann sehr gut auch auf diese Werke übertragen werden. Denn all diese Leerstellen, lassen der Fantasie sehr viel Spielraum. Hier in dieser Leere, die auch Raum ist, wird der Cowboy den nächsten Schritt tun, hier geht es weiter, in Richtung Zukunft, wo nichts entschieden und alles offen ist.

Ich möchte Sie nun bitten in den letzten Raum zu kommen.

Da begegnen wir der letzten Temperatur.

Sie haben sicherlich gemerkt, dass meine Vergleiche bisher ausschliesslich der Malerei und nicht der Fotographiegeschichte entnommen waren. Dies hat damit zu tun, dass ich

in all den 4 Positionen eine gewisse Nähe zu Malerei spüre. Dies auch bei den Werken von Andrej Pirrwitz, dem einzigen männlichen Künstler der Ausstellung. Diese grossformatigen Werke, allen voran die Fotografie an der linken Seite haben für mich auch etwas Malerisches. Bei der Betrachtung scheint fast eher, es wäre ein fotorealistisches Bild, also ein von der Fotografie ausgehend, nachgemaltes Bild, als eine tatsächliche Fotografie. Dieser Fabrikraum ist von der Farbigkeit so ausgeleuchtet, dass man das Metall nicht nur sieht, sondern beinahe unter den Händen spürt.

Diese sichtbar verlassenen Industrieorte etwas allesamt etwas sehr Lebendiges. Es scheint, dass dieser Ort kurze Zeit zuvor noch lebte, das vor kurzem hier noch etwas produziert wurde, dass es lärmig, stinkig und laut war. So findet in ähnlicher Weise auch in den Werken des Künstlers, gleich wie wir zuvor bei Nicole Ahland gesehen haben, eine Ausdehnung des Momentes statt. Dies umso mehr, wenn man dann auf einmal die fast immer sich befindenden Figuren entdeckt und der langen Belichtungszeit, die hier verwendet wurde, bewusst wird.

Man spürt die Zeit, die es braucht die Fotografien zu machen, denn auch dieses Werk lässt sich nicht nur durch blosses Hinblicken erfassen, sondern es verlangt auf Grund der vielen Einzelheiten, die teils komponiert, teils durch Zufall auf der Fotografie sind, Zeit um es in seiner Virtuosität und Ganzheit zu erfassen.

Es ist eine leise und zugleich starke Ausstellung, zurückhaltend von der Farbgebung, in den Tönen. Keine Position scheint die Andere zu stören. Jede überlässt dem anderen Statement seinen Raum. Dennoch ist interessant zu sehen, wie die jeweilige Affinität im Umgang mit Licht, Zeit und Raum ist, wie Leerstellen geschaffen und Gedankenwelten „gefüllt“ werden. Es gibt also viel zu Entdecken meine Damen und Herren und auf dieser Entdeckungsreise wünsche ich Ihnen viel Vergnügen.

Simona Ciuccio, 20. 1 .2008